

Johanne von Wenden

Nachdruck verboten Roman von Marie Tomas

23. Fortsetzung.

„Wann willst du nervös; die Krankheit hatte in ihm eine tiefe Erbitterung über das Unrecht, das ihm widerfahren, entstehen lassen. Wäre er gesund gewesen, hätte er ruhiger gedacht, selbst versucht, zu ergründen, wer der Mörder sein konnte. Angeduldig antwortete er: „Ich kann doch nicht jeden Arbeiter, der fortgeschickt werden mußte, in Erinnerung behalten. Ich weiß die nichts darüber zu sagen; der einzige Name, der mir einfällt, ist der des Aufsehers Kozak; doch das liegt lange zurück.“

Er war nach dem Brande in gerichtlicher Untersuchung, weil Hendrichs ihn mit einer brennenden Pfeife auf seinem Wachtgang beobachtet hatte. Man vermutete, daß der Mann heimlich für seinen Sohn Benjamin aus dem Magazin holen gegangen war und so das Unglück verschuldet hatte. Man nahm an, daß er die Pfeife weggelegt und dann vergessen hatte, sie wieder mitzunehmen; der brennende Tabak könnte ein Papier, das in der Nähe gelegen, entzündet und auf diese Art die Explosion hervorgerufen haben. Bewiesen werden konnte ihm nichts und er wurde freigelassen. Als er wieder in dem neuen Werk angestellt werden wollte, wurde ihm dies verweigert.“

Gespant hatte Lehnert zugehört. „Wo dieser Kozak jetzt ist, weißt du nicht?“ fragte er.

Ulrich schüttelte verneinend das Haupt.

„Den Mann muß ich ausfindig machen“, erklärte entschlossen der Anwalt.

„Du glaubst?“ Es lag Zweifel und doch etwas Hoffnungsstrebendes in dieser Frage Fenins.

„Ja, Ulrich, ich möchte fast sagen, ich bin überzeugt“, entgegnete Lehnert. „Abgesehen, wie war Kozak? Groß, stark?“

„Ja, so groß wie ich, sehr kräftig, ungefähr in meinem Alter.“

„Gott sei Dank, Ulrich, daß du dir diesen Mann gemerkt, das wird deine Rettung wesentlich erleichtern.“ Fenin wurde lebhaft. „Weißt du, jetzt fällt mir ein, daß mir Hendrichs erzählte, Kozak hätte ihn nach der Freisprechung so häßlich angelehen; Hendrichs war sogar etwas bedrückt und meinte: „Der Mann ist zu fürchten. Ich glaube, der schreckt vor nichts zurück.“ Auch erinnere ich mich nun, daß Hendrichs nach der Entlassung Kozaks während einiger Monate stets einen offenen Revolver neben sich legte, wenn er nachts arbeitete.“ Lehnert schrieb die Worte des Freundes auf, dann verabschiedete er sich.

Johanne hatte Ulrich besucht. Schonend war sie von Lehnert auf Fenins überstandene Krankheit, sein verändertes Äußeres vorbereitet worden und doch hatte sie nur mit äußerster Anstrengung vor ihrem Gatten die aufsteigende Angst um ihn verborgen; so leidend, so krank sah er aus! Nur wenig hatten Ulrich und Johanne miteinander gesprochen, wie gerne hätte die junge Frau das ergraute Haupt des Mannes gestreift, liebe, zärtliche Worte gesagt. Die Anwesenheit der Wärter hemmte ihre Gefühle, wohl schienen die Männer, von der Schönheit Johannens überrascht, sie nicht allzu genau zu beobachten; etwas Ritterliches war in ihnen wach geworden, doch Johanne vermochte ihre Zurückhaltung nicht zu überwinden. Ulrich empfand die Scheu seiner Frau, ihre Liebe vor Fremden zu gestehen, wohl-

tuend; er bedurfte nicht lauter Versicherungen, die Augen Johannens sagten ihm mehr, als Worte ausdrücken konnten.

„In ihrem Berliner Heim bangte Johanne dem Prozeß entgegen; die neue Sorge um Ulrichs Gesundheit ließ sie dem Ausgange der Verhandlung mit noch größerer Angst entgegensehen. Wenn Kozak nicht gefunden wurde, was dann? Eifrig forschte das Gericht nach, doch bisher war keine Spur von ihm entdeckt worden; er schien verschollen.“

Nur jene Sage, an denen Johanne Nachricht von ihrem Kinde erhielt, wurden ihr freundlicher. „Uli ging es gut, er spielte mit den Knaben, er fragte oft nach den Eltern, ließ ihnen viele, viele Küsse senden und freute sich schon sehr auf Weihnachten, teilte die Vorfreude mit.“

Johanne hatte nach dem Besuche ihres Gatten überlegt, ob sie nicht zu ihrer Mutter gehen sollte, doch sie fürchtete die Vorwürfe, Eränen der alten Dame. Sie hatte ihre Geburtsstadt verlassen, ohne von jemandem Abschied zu nehmen, ohne jemandem gesprochen zu haben. Der Mutter berichtete sie in einem ihrer seltenen, kurzen Briefe von dem Wiedersehen mit Ulrich.

Erzelenz war empört. Marie wurde gerufen. „Denken Sie sich, die Johanne war hier, zu mir aber hat sie nicht gefundenes. Seit ihrer Verheiratung hat sie sich nicht mehr anschauen lassen. Das ist der Dank für alles, was ich für sie getan habe“, jammerte sie. „Nein, das Fräulein Johanne geht an der Wohnung ihrer Mutter vorbei, ohne heraufzukommen“, rief Marie und schlug die Hände zusammen. „Das ist fürchterlich. Wo Erzelenz soviel zu besprechen gehabt hätten!“ Ja, einmal ihr vorstellen, wie mein Leben durch sie fast unerblicklich geworden ist, wie sie mein Alter verjüngern können, wenn sie nicht diesen Menschen geheiratet hätte. In Briefen kann man das nicht so sagen“, erklärte Frau von Wenden.

„Ja, es ist kein Glück, Kinder zu haben“, philosophierte die Köchin. „Und wenn man keine eigenen hat, machen einem die fremden Sorgen. Die Uini von der Baroness Weigandt hat mir gestern erzählt, die alte Dame ist schrecklich unglücklich wegen ihres Kessens und des kleinen Mädchens. Sie wäre froh, wenn der Baron wieder heiraten würde. Die Agi braucht eine Mutter, sagt sie immer.“

Erzelenz durchfuhr es: „Wenn der Fenin stirbt, frant war er ja gewesen, erholte sich nur langsam, dann konnte Johanne den Weigandt — aber meine Wünsche gehen nie aus“, sagte sie plötzlich laut. „Wie meinen Erzelenz?“ fragte Marie erstaunt. „Ach gar nichts, ich hab' nur an was denken müssen.“ „Soll ich vielleicht noch einen Kaffee für Erzelenz kochen?“ fragte Marie aufmunternd. „Ja, Sie haben Recht, noch einen Kaffee, die einzige Freude, die mir geblieben ist.“ Unter Schlußgen sprach es Frau von Wenden.

„Du, Agnes, der Karl ist ein stammer Bub“, zutriebe machte Rudolf Krainer diese Feststellung. „Und ganz mir sieht er ähnlich“, stolz sprach es der junge Vater. Agnes lächelte erkeut. „Ja, den kannst du nicht verleugnen“, meinte sie scherzend. „Und du nicht die Agi, die ist dir wie aus dem Gesicht geschnitten“, Rudolf war von dieser Bemerkung ehrlich überzeugt. Freilich war die Agi zarter wie die Agnes, aber die Haare vor allem waren ganz so rot, so weich und schön wie die der Mutter. Nur die blauen Augen, manchmal ärgerten sie Rudolf ein wenig. Aber schließlich, Agnes hatte ja damals noch nicht in seine dunklen geblickt.“

Und dann hatte das Kind so was Bornehmes, ordentlich Respekt bekam er von den Wünschen der kleinen Dame.

„Agnes, das wird heuer ein schönes Weihnachtsfest werden; die zwei Kinder werden schauen, ich mach ihnen aus Zucker eine kleine Krippe. Weißt, ich arbeit' schon jetzt daran, wenn ich Zeit hab'“, es ist ziemlich mühselig, aber die Augen, die die Agi machen wird! Den Baum kaufen wir heuer auch ein bißchen größer, sind doch zwei Kinder da! Nächstes Jahr noch größer, gelt, Agnes, dann werden drei auf den Weihnachtsbaum warten?“ Verliebt sah er auf seine Frau. Agnes wurde ein wenig rot und sagte scheinbar böse: „Aber Rudolf, denk doch lieber an unser Geschäft, das müssen wir erst hoch bringen. Ich hab' keine Zeit für so was.“ Sie lachte unwillkürlich, denn ihr Mann blickte sie so unglücklich, so sehnsüchtig an. „Verliebt sind wir, als wenn wir erst geheiratet hätten“, sagte sie leise und drückte sich verschämt an ihn.

Nach einer Weile begann Rudolf. „Du, Agnes, heute früh bin ich am Gerichtsgebäude vorbeigegangen. Leute waren angestellt! Hunderte. Wo die nur die Zeit hernehmen!“

„Was ist denn für ein Prozeß?“ forschte Agnes, während sie fleißig an einem Kleidchen für Agi nähte. Ende November war es schon und zu Weihnachten mußten noch viele Sachen für die Kinder und für Rudolf fertig werden.

„Die Verhandlung gegen den Fenin, der den Doktor Hendrichs ermordet haben soll, ist heute eröffnet worden.“

„Du, das ist schrecklich, wie der Fabrikant das hat tun können!“

„Vorläufig haben sie es ihm noch nicht bewiesen, sein Verteidiger, der berühmte Doktor Lehnert aus Berlin, behauptet, daß der Kozak, der nicht wieder aufgenommen worden ist nach dem Brand, daß er es getan hat.“

„Möglich wär's schon“, meinte Agnes. „Haben sie den Kozak auch eingesperrt?“

„Nein, sie können ihn nicht finden.“ „Ist der Fenin verheiratet?“ „Ja, seine Frau ist die Tochter von Erzelenz Wenden, die in unserer Nähe wohnt.“ „Richtig, die Leute im Geschäft haben es schon erzählt.“

„Sehr schön ist die Frau Fenin“, sagte Rudolf. „Woher weißt du denn das?“ Fast ein wenig scharf fragte es Agnes; was kümmerte sich Rudolf um die Frau eines Mörders. „Heute sind die Bilder von dem Angeklagten und seiner Frau in der Zeitung“, beruhigte sie der Gatte. „So, du, Rudi, geh, hol mir ein Blatt, ich möchte sie auch sehen.“ Willig erhob sich der Mann, den Wunsch Agnes' zu erfüllen, nach wenigen Minuten kehrte er zurück. Schnell legte Agnes die Arbeit aus den Händen. Da, das Bild Johannens. „Sie schaut doch ganz der Agi ähnlich“, rief sie verblüfft. Rudolf beugte sich nun auch über die Zeitung. „Wirklich wahr, das hab' ich gar nicht bemerkt“, sagte er erstaunt. „Nicht sind ihre Haare gewiß, das sieht man auf der Photographie, am Ende sind sie auch rot! Rudi, wenn sie als Zeugin vorgeladen wird, gehen wir hin, ich muß sie sehen.“ „Ja, wenn du willst, werde ich mit dem Wortwart reden, ich kenne ihn sehr gut, er wird uns helfen hineinlassen, daß wir vorne einen Platz bekommen.“ „Rudi, vergiß ja nicht“, mahnte Agnes erregt, „ich will sie sehen.“

(Fortsetzung folgt)

Das Symbol

Bei der historischen Zusammenkunft in Villa Franca hatte Napoleon III. dem Kaiser von Österreich ganz bestimmte politische Versprechungen gemacht. Italien konnte das nur mit Beschränkung sehen, denn der ganze Handel wäre auf seine Kosten gegangen. Indessen behielt Cavour halbes Blut. Als er erfuhr, daß der Kaiser Napoleon dem Besizer der Villa, in der jene Zusammenkunft stattgefunden hatte, ein paar kostbare Vasen als Erinnerungsgeschenk hatte zuschicken lassen, meinte er: „Som, als Symbol der Zerbrechlichkeit.“

Zweierlei Pässe

Zwischen Frankreich und dem damaligen Sardinien stand es wieder einmal mummig. Napoleon III. hatte nun einmal Appetit auf sardinisches Gebeil.

Die ausserordentlichen Befehle am Pariser Hof unterhielten sich über die bestehenden Schwierigkeiten. „Haben Sie gehört“, sagte der russische Gesandte zum preussischen. „In Turin soll der französische Gesandte von der sardinischen Regierung die Pässe gefordert haben.“

„Ja — aber die Alpenpässe!“ räumte der Preuze zurück.

Steigerung

Frühjahr 1940. Die englischen Kontinental-Hilfstruppen zogen sich immer deutlicher auf die Ostseite von Dünkirchen zurück. In Berlin unterhielten sich zwei ausländische Zeitungsreporter über den Fall. „Ich habe meiner Zeitung“, meinte der eine behutsam, „bereits vor acht Tagen telegraphiert, allen Anzeichen nach stünde die offene Flucht der Engländer vom Festland auf die Insel unmittelbar bevor. Gestern teilte ich dringend mit, sie stünde jetzt noch bevor.“

„Und ich heute“, riefte der andere, „am bevorsten.“

Das zieht

Der kleine Gastwirt hatte eine Tafel ins Fenster gehängt, auf der stand: „Bohnengeseh.“ Ein Fremder macht den Wirt auf die mangelhafte Orthographie aufmerksam und fragt: „Sollen Ihnen nicht schon viele gesagt, daß das falsch geschrieben ist?“ „Oh ja, Hunderte“, erwidert der Wirt. „Aber wenn sie hereinkommen, um mir das mitzuteilen, bestellen sie immer etwas.“

Dichterlocken

In seinen letzten Jahrzehnten erfreute sich Jean Paul einer ungewöhnlichen Volksnähe und wurde besonders von den Frauen verhimmelt. Es war geradezu Mode bei seinen Verehrerinnen, ihm um eine Locke aus seinem Haar zu bitten. Da er nicht leicht etwas abschlagen konnte, waren viele Locken von ihm im Besitze schöner Frauen. In einer Familie wurde

auch eine solche Locke zwischen zwei vergilbten Stücken weihen Urlasses aufbewahrt und hoch und heilig gehalten. Als nun der Sohn des Hauses Medizin studierte, untersuchte er unter seinem Mikroskop alles Mögliche und stahl zu dem Zweck sogar ein Haar der geheiligten Dichterlocke. Da stellte er zu seinem Erstaunen fest, daß es ein — Hundehaar war. Mit einem gewissen Stolz verheimlichte er der Familie das Ergebnis seiner Untersuchung, ohne aber etwas anderes als Enttäuschung zu ernten.

Das guthonorierte „Glühwürmchen“ / Eine Musiker-geschichte

Paul Linde — nun, wir alle kennen den Berliner Komponisten! — dirigiert einst in Köln, einige Zeit hindurch, mit großem Erfolg verschiedene Aufführungen seiner Operette „Kassirata“. Er selber wohnte im Dom-Hotel während sein Freund Heinz Volten-Baehners, der mit nach Köln gereist war, im unweitigen Hotel „Ewiges Lampe“ sein Quartier hatte.

Linde dachte insbesondere den Vormittag — es war noch im frühen Herbst, und die Sonne schien durch die weit geöffneten Vorhänge warm in das Arbeitszimmer — fleißig zum Komponieren einer nächsten einfallreichen Revue.

Heute ist's wohl kein — Die Einfälle sprudeln nur so und zwischen Notenblatt und Klavier geht in freudig-regsamem Rhythmus der Weg originellen künstlerischen Schaffens.

„Da — was ist das?“ ... „O we!“ ... „Glühwürmchen, Schimmte, Schimmte...“

„Recht gar, im Herbst?“ ... Doch das scheint dem Drehorgelmann da unten, ausgeprochen vor Lindes teurem Zimmer, gänzlich gleichgültig zu sein.

Paul Linde trommelt ungeduldig — nein, nein, die übergeugende Macht — „Leiner“ Töne da unten kann er nie und nimmer aufkommen.

Einfach zum Teufel ist die eifrigste Kompositionstimmung, es verflucht sich jeglicher Gedanke ins wieder und wieder lockende „Glühwürmchen!“ ...

Kann, auch das „bewegteste“ Glühwürmchen muß einmal aufhören zu — schimmern, nein: zu drehsorgeln! Und endlich ist es so weit.

„Aber, aber, o we!“ — Da — geht's noch einmal von vorn an! — das halte denn höchstens der — Teufel aus!“

Paul Linde klingelt Hilfe herbei. „Da, schleunigst, springen Sie hinunter, geben Sie dem Drehorgelmann diese fünfzig Pfennig und sagen Sie ihm, das sei das Honorar von mir, aber er solle um Gottes willen sofort aufhören mit dem „Glühwürmchen“-Drehen und machen, daß er außer Hörweite kommt!“

Kaum eine Minute ist vergangen — richtig: da bricht, unter ein paar letzten Stößen, die Drehorgelwalze ab, mltten im „Schimmern!“ ... Linde beruhigt sich; nun, er ist ein immerflinker Arbeiter,

ist rasch wieder in seinem Bettler und in der allerneuesten Schöpfung.

Aber ist keine Viertelstunde vergangen, da klingelt und schwang von unten auso neue das „Glühwürmchen“ auf.

Umgehend holt der Komponist die beiden „grünlich“ Hilfe, die selber gute Provision bekommt, herbei, und wieder öffnet er fünfzig Pfennige für den Drehorgelmann, und wieder stellt sich der Erfolg „im Auge“ ein.

Und so, ja so geht es im Verlaufe einer einzigen Stunde noch dreimal.

Wo dann aber der Drehorgelmann gar ein — fünftes Mal sein Attentat, in dem nun doch „Schlem“ zu vermuten ist, macht, stürzt Linde, alle hotelige „Würde“ außer acht lassend, höchst persönlich die Hotelstiege hinab, daß er einen Hausknecht samt einigen Koffern und Hutkofferchen wie der Peilhaftigkeit über den Hof rennen, und hinaus geht's auf den Treppschattlichen Drehorgler:

„Se da, Männchen, Sie, paff'n Sie wal uff; hab' ich' Ihnen nich fünfmal fünfzig Pfennige gegeben, Sie — — Schmeiß' Sie — — macht zwei Mark fünfzig —, damit Sie nich nicht mehr mit Ihrer Musik belästigen, je, Männchen? ... Sind Sie etwa noch nicht zufrieden?“

Da spricht der Drehorgelspieler, in schänter höflicher und schüchler: Bescheidenheit, dankend, den Hut ziehend, hohdeutlich sagend:

„Entschuldigen Sie, Meister, nicht böse sein! — Geschäft ist eben Geschäft, wie bei Ihnen so bei mir: da ist im Hotel „Ewiges Lampe“ ein Herr, der gibt mir jedesmal eine ganze Mark, damit ich es Ihnen immer noch mal vorfiele!“

Paul Linde, der faßt jeder Situation Bewußtense, steht diesmal doch mit offenem Munde ...

Was ... Wer ist denn nun dieser Quaslatz, und was will der?“

Oh, und dann atmt mit einemmal Linde ein Licht auf — und das war bestimmt klarer als all der Schimmer von fünf ausgewaschenen Glühwürmchen: „Aha, — warte, Freundchen!“ Das war die behonorierte „Sendung“, die der Drehorgelmann je tat, und wahrhaftig, ich hab's noch von ihm selber, und — mer mir nicht erlaubt, frage in Köln, wenn er ihn sieht und die läsende Kraft seines Glühwürmchens noch nicht völlig abgelieert, dem Drehorgelmann.

Karl Wankner